

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 18 (1932)
Heft: 7

Artikel: Aus zwei Briefen : Gelassenheit - Apostolischer Christ - Erziehung zur Liebe
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-525217>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

schen. Zweitens stimmt die praktische Monogamie der Urkulturvölker mit ihrer Mythologie überein, die von einem einzigen Urpaare, Stammvater und Stammutter berichtet, im Gegensatz zu den jüngeren Kulturkreisen des Mutterrechtes und des Totemismus, wo die Mythologie nur eine Ur-Mutter, beziehungsweise nur einen Ur-Vater kennt.

Die *Eigentumsverhältnisse* bei den Primitivsten sind folgende. Es gibt erstens *Privateigentum*: jeder besitzt für sich allein das, was er selbst angefertigt, als „res nullius“ gefunden oder durch Tausch, durch Erbgang erworben hat. Selbst Kinder können so Privateigentum haben, also in weiterem Umfange als z.B. im römischen Rechte. Zweitens gibt es *Familien-eigentum*, z. B. die Hütte, die von einer Familie errichtet worden ist und von ihr bewohnt wird. Drittens gibt es *Stammeseigentum*, vor allem den Jagdgrund des betreffenden Namens, der das Gemeingut aller ist. Der weitgehende „Kommunismus“, den wir bei Naturvölkern höherer Stufe finden, ist den Primitivsten noch unbekannt.

Damit kommen wir zum *staatlichen Leben* dieser Urkulturstufe. Es ist zum Teil noch äusserst einfach und unentwickelt, zum Teil schon etwas ausgebildet, in allen Fällen aber durchaus demokratisch. Das Häuptlingtum ist stellenweise überhaupt noch nicht vorhanden, wie bei den Feuerländern, teilweise ist es schon etwas stärker entwickelt, so bei den Andamanesen, den Kamtschadalen, vielleicht bei den Kurnai in Südost-australien. Immer aber ist auch der Häuptling an den Rat der Männerversammlung gebunden, also bloss etwa der Präsident einer Volksversammlung. Dieser starke demokratische Grundcharakter der primitivsten Horde hängt wesentlich zusammen mit der scharf ausgebildeten Freiheitsliebe dieser Stämme, die auch in keiner Form die Sklaverei kennen. Nur in zwei Funktionen tritt das Gemeinwesen der Primitivsten deutlich in Erscheinung: in der *sozialen Fürsorge* und in der *öffentlichen Jugendweihe*. Von dieser wird noch ausführlich die Rede sein. Von jener ist zu berichten, dass sie in echt menschlichem Solidaritätsgefühl sich der unversorgten Kranken, Witwen, Geistesschwachen usw. annimmt: es ist Pflicht aller, diesen Hilflosen Nahrung zu beschaffen, und Junggesellen müssen einen Teil ihrer Beute zu diesem Zwecke abgeben. Das ganze „staatliche“ Leben der Primitiven hat denselben Charakter wie ihr Privatleben: das *ethische* Element ist überall massgebend, das soziale Empfinden, die Freiheitsliebe und die Friedensliebe. Kampf und Krieg ist der Natur des Primitivsten fremd, und nur gezwungen greift er zu den Waffen, die übrigens von Hause aus nur Jagdwaffen, nicht Kriegswaffen sind, wie wir oben sahen. Der Primitivste ist seinem Wesen nach nicht räuberisch und kriegerisch, sondern scheu, ehrlich und treu, wie unzählige Zeugnisse beweisen. — Endlich ist noch die allgemeine *Gastlichkeit* der Urkulturstufe zu erwähnen eine sympathische Eigenschaft, die sie mit den allermeisten, übrigen Völkern gemein hat.

(Fortsetzung folgt.)

Warmherzige Liebe und Teilnahme am fremden Leid ist mehr wert als goldene Taler.

Aus zwei Briefen

Gelassenheit. — Apostolischer Christ. — Erziehung zur Liebe.

Vor einigen Jahren hat der bekannte Jesuitenpater Peter Lippert 31 Briefe an gute Menschen unter dem Titel „Von Seele zu Seele“ herausgegeben. Verlag Herder, Freiburg. Man weiss nicht, was man an diesen Briefen mehr bewundern soll: den Reichtum der Gedanken, das liebevolle Verstehen der Menschenseele oder die prachtvolle sprachliche Ausdrucksform, in der Lippert zu uns spricht. Als Kostproben mögen aus zwei Briefen Auszüge folgen, die für uns Erzieher von besonderem Reiz und Wert sind.

Im 5. Brief „Die Fehler der andern“ schreibt P. Lippert u. a.: „Etwas von der Gelassenheit Gottes muss in uns ruhen, der auch niemals ein aufgeregtes, leidenschaftliches Wort über unsere, über meine und deine Torheiten redet, der in einem unergründlichen Schweigen, in unendlicher Geduld zuwartet und unbewegt unsern Ausgang und Eingang, unser Irren und Rennen vorübergehen lässt. Zur Menschenbehandlung eignen sich nur die Seelen, die etwas von dieser göttlichen Gelassenheit besitzen, weil sie schon in etwas eingegangen sind in die Tiefen Gottes, in sein grosses Schweigen, in seine unendliche Geistesweite, in sein sicheres, überlegenes Denken, in sein alle Zeit beherrschendes Wollen. Wer unter dieser majestätischen Kuppel der wirklichen und wesenhaften „Hagia Sophia“ Gottes steht, dem erscheint alles menschliche Wesen erst in der richtigen Entfernung, um darüber urteilen zu können, der erhitzt sich nicht mehr um Kleinigkeiten und Nebensachen, selbst wenn diese Kleinigkeiten Spitzen und Stacheln und Dornen und Schwerter wären, die ihn peinigen und durchbohren, denn er lauscht immerfort auf die wunderbare ewige Meeresstille Gottes, der so still und gelassen ist, nicht weil alles gleich, weil alles einerlei ist, sondern weil alles sinnvoll und fröhlich ist in seinem weltüberlegenen, weltlenkenden Gedanken.“

... Du bist ein guter, eifriger, gläubiger Christ, aber noch kein vollkommen apostolischer Christ; denn du predigst noch nicht gut und beredt genug durch dein Wesen. Glaube mir, die Menschen werden deine Kommunionen nicht lieben, solange du so stachelig und heftig und polternd bist, so lange werden sie deine Kirche nicht leiden können, als sie ihr deine Unduldsamkeit zuschreiben; sie werden dein Beten nicht achten und nachahmen, weil du aus deinem Beten nicht mit strahlenden Augen, nicht mit sonnigem Lächeln zu ihnen kommst.

Logisch wäre es zu sagen, du seiest noch nicht so liebenswürdig, wie deine Religion es verlangt und erwarten lässt. Aber so sprechen sie nicht. Sie werden nicht streng genug sein, dir die Schuld zu geben, sondern deinem Glauben und Beten. Sie werden mit falschem Mitleid sagen: Schade um ihn! Seine Kirchlichkeit macht ihn unverträglich, seine Gebetseinsamkeit verdüstert und entfremdet ihn; seine Sakramente verkümmern die Weite und Freiheit seiner Seele. Ja, so unlogisch sind die Menschen nun einmal. Und — trotz deiner Logik, wage ich auch zu sagen: Selbst in dieser Unlogik der Menschen steckt noch die richtige Ahnung: Nicht einmal die Wahrheit darf lieblos sein, sonst wird sie zur Lüge; auch die Gerechtigkeit darf nicht hart und grausam sein, sonst wird sie partiisch. Auch ein Heiliger darf nicht leidenschaftlich sein, sonst ist seine Heiligkeit bloss menschlich und allzu menschlich.

Bist du mir böse, dass ich so böse bin mit dir, so böse, wie nur ein ganz guter Freund sein kann?“

Im 27. Briefe gratuliert P. Lippert einem Geistlichen zum Einzug in seine Pfarrei und schreibt u. a.: „Ja wirklich, Herr Pfarrer, darauf kommt alles an, dass Sie Ihre Gemeinde christlich machen. Das heisst, dass Sie das christliche Ethos in sie einführen. Wie man dieses Ethos nun nennt, Geist der Liebe, oder Geist der Gemeinschaft, oder Geist der Bergpredigt, oder Geist der Herz-Jesu-Andacht, darauf kommt es nicht an, gemeint ist immer das gleiche. Von diesem Ethos aber haben unsere Gläubigen in ihrer grossen Masse noch sehr wenig, trotzdem sie vielleicht sehr treu dem Gottesdienst beiwohnen und die Sakramente fleissig empfangen und den Sonntag heiligen und das grösste Gewicht auf ein feierliches Begräbnis legen.

... Ja, warum ist das christliche Ethos noch kaum oberflächlich eingedrungen in die sogenannten christlichen Völker, Gemeinden, Häuser? Es wird doch im Katechismus das grosse Gebot der Liebe gelehrt! Ja, das Gebot der Liebe wird gegeben, aber es bleibt eine äusserliche Satzung; die Herzen werden davon nicht erwärmt. Gerade weil in unserer Pädagogik, Seelsorge und Seelenführung das christliche Ethos ein blosses Gesetz geworden ist, darum ist sie ohnmächtig geblieben. Denn ein Ethos kann man überhaupt nicht gebieten, ein Ethos muss aus dem Herzen selbst herauswachsen.

... Können wir denn gar nichts tun, dieses Ethos in den Seelen zu wecken? O doch! Eine gewisse Anlage in den Seelen wird allerdings vorausgesetzt, und sie ist auch wohl in allen vorhanden, sonst könnten nicht alle zur Nachfolge Christi berufen sein. Sie kann allerdings sehr verschieden sein an Stärke und Reinheit. Sie ist bei den einen schon von Kindheit an wie lauterer Gold, bei den meisten ist sie versetzt mit zahllosen Hemmungen, Schwächen, Vorurteilen und wilden Begierden. Bei dem einen ist sie starkströmend wie ein Charisma, bei dem andern ist sie wie vergraben unter dem Geröll egoistischer oder krankhafter Regungen. Aber vorhanden ist sie, und sie ist oft am stärksten in den Seelen leidenschaftlicher, massloser, haltloser und — misshandelter Menschen.

Wie kann aber diese Anlage geweckt, gebildet und entwickelt werden? Indem der Mensch dieses Ethos erfahrungsmässig erlebt, indem er von seinem Schein und seiner Wärme berührt wird. Es ist nicht genug, dass er das Ethos bei andern sieht, beobachtet; er muss seine wohlthuenden Strahlen an sich selbst erfahren. Nur der Mensch wird innerlich entzündet, auf den ein Funke von Gott oder von einem Menschen übergesprungen ist. Nur der lernt lieben, der Liebe kennen gelernt hat. Es sind vielleicht mächtige Wasser aufgestaut in einer Seele, aber sie bleiben ruhen und schlafen und versiegen, wenn nicht von aussen ein Strom hindurchgeleitet wird, wenn nicht irgendwoher ein Wasserfall von Liebe in die Seele stürzt und ihre Fluten mit sich reisst, auf dass sie in einem segnenden Katarakt sich nach aussen ergiessen.

... Wer aber so von innen heraus „die Breite und Länge und Höhe und Tiefe der Liebe Christi“ erfahren hat, der wird von selbst mehr und mehr danach geformt, der wird es nicht mehr übers Herz bringen, hart, rücksichtslos, gehässig und grausam zu sein. Und das eben heisst von christlichem Ethos, vom Geiste des Christentums erfüllt sein: es nicht mehr übers Herz bringen, die Güte, die Wahrheit, die Reinheit zu beleidigen, es nicht mehr übers Herz bringen, die Gesinnung Christi zu verleugnen.“

Transponieren wir P. Lipperts Schlussfolgerung auf alle Erzieher: „Sind Sie solch ein Wasserfall, der sich in

die Seelen stürzt? Sind Sie solch ein Funkenträger, von dem es sprühend ausgeht auf alle, die ihm nabekommen? Ein solches Ideal gibt es, und Sie werden ihm täglich und jährlich näher kommen.“ —rr.

Schulnachrichten

Luzern. Der vom Vorstand des luz. Kantonal-Gesangsvereins angekündigte *Jödekurs* hat unter anderem auch in Nr. 4 der „Schweizer-Schule“ zu kritischer Stellungnahme herausgefordert. Es ist immer gut, wenn das Für und Wider einer Sache offen erwogen und von verschiedenen Standpunkten beleuchtet wird. Nur darf der Boden ritterlicher Fechtart nicht verlassen, d. h. darf das Wesentliche nicht verschoben und Spezielles nicht verallgemeinert werden. Drum sei hier zur Klärung der Angelegenheit in Kürze einiges gesagt. Zuerst sei versichert, dass mit dem von Verax zitierten Satz, wonach „unser Schulgesang den heutigen Ansprüchen in keiner Weise mehr entspreche“, der Lehrerschaft kein Armutszeugnis ausgestellt werden wollte. Es sollte einfach festgestellt werden, dass bei uns seit Jahren in Sachen Schulgesang — selbstverständlich trotz *anerkannt fleissiger Arbeit* unserer Gesanglehrer und -lehrerinnen — in Bezug auf Angleichung der bisherigen Methoden und Lehrmittel an heutige Erkenntnisse und Forderungen nichts Entscheidendes oder Informatorisches geschehen sei. Um den Schritt des Kantonalvorstandes richtig zu verstehen, sei gesagt, dass hauptsächlich die Sorge um die Hebung des ihm anvertrauten kantonalen *Chorgesangwesens* ihn bewog, endlich mal etwas *Zeitgemässes* zu tun; da aber der Einfluss auf die *Saat* von grösserer und vor allem „zukunftsfruchtigerer“ Bedeutung ist als das Herumdoktern an der nicht mehr zu ändernden *Ernte*, so glaubte der Kantonalvorstand richtigerweise seine Hebel bei der heranwachsenden Schuljugend ansetzen zu müssen, was ihm umso naheliegender scheint, als die meisten Lehrer ohnehin auch Chordirigenten sind.

Es just einmal mit einem *Jöde*-Kurs zu versuchen, dazu veranlasste den Kantonalvorstand nebst der anerkannten Bedeutung dieses Pädagogen die einhellige Begeisterung der Berner Lehrer, die sich schriftlich und mündlich geradezu enthusiastisch über die bei *Jöde* gehaltenen Anregungen und Erfahrungen äusserten. Dass mit einem einzigen *Jödekurs* das luzernische Schulgesangswesen „saniert“ oder modernisiert würde, das zu erwarten reicht auch der unentwegte Optimismus des Kantonalvorstandes nicht aus und das lag auch nicht in seiner Intention. Es geht einfach darum, einmal einen frischen Impuls, eine praktische Anregung zu geben, wenn wir darüber hinaus hoffen, es werde aus diesen Kurstagen da und dort ein bescheidenes Pflänzchen, wo nicht gar ein fruchttragendes Bäumchen erblühen, so möge man uns doch diese edle und völlig kostenlose Freude gönnen.

Wenn Verax am Schlusse fragt, ob uns Schweizern „das Heil wirklich nur aus Charlottenburg mit Zimbeln und Pauken komme“, so möge er bedenken, dass es sich in unserm Falle ja um einen *Anfang* handelt, dessen Fortführung niemand lieber möglichst bald *schweizerischen* Händen anvertraut, als *wir*, die wir auch den bescheidenen Ehrgeiz haben, unverdächtig waschechte Schweizer zu sein, und daneben noch den schönen Grundsatz üben, das Gute zu nehmen, wo wir es finden.

J. B. Hilber, Kantondirektor, Luzern.

Nachwort der Schriftleitung. „Verax“ wird Hrn. Direktor J. B. Hilber für sein aufklärendes Wort dank-